

„... und ist doch rund und schön“ – eine Mondbetrachtung

Der Mond geht auf, goldne Sterne prangen am Himmel und aus den Wiesen steigt der weisse Nebel. Wunderbar! Auch dem ‚eitel armen Sünder‘ geht ein Licht auf im Gedicht von Matthias Claudius. Der Mensch soll nicht nach den Sternen greifen. Und das leuchtende Vorbild ist einmal nicht die Sonne, sondern nur der Trabant der Erde. Denn wie der Mond ist der Mensch meistens nur zum Teil beleuchtet und ganz selten ganz erleuchtet. Was auf den ersten Blick ein romantisches Naturbild zu scheit, hat also auf den zweiten Blick eine vernunftkritische Pointe. Zwischen den Zeilen vernimmt man sogar einen aufklärungsskeptischen ironischen Ton. Das Gedicht entwirft nämlich ein Gegenbild zum hellen Verstand, der alle Dinge bei Tageslicht untersucht, erkennt und beurteilt.

Der Anlass für den Dichter, dem Mond ein Lied zu singen, war denn auch ein Debatte unter aufgeklärten Theologen. Es ging bei diesem Streit darum, ob man das Gerhardtlied „Nun ruhen alle Wälder“ noch singen könne. Denn der aufgeklärte Mensch wisse doch, dass nicht alle Wälder ruhen und nicht die ganze Welt schlafe. Die „Gegenfüßler“ in Australien wachten ja noch. Dass die Sonne untergehe sei eine Sinnestäuschung. Was unsere Augen sähen, sei eben nicht die ganze Wahrheit. Darum, argumentierten die Neunmalklugen, solle man die Strophen umdichten in: „Nun ruhen viele Wälder“ und „es schläft ein Teil der Welt“.

Claudius beteiligte sich nicht am Streit. Er antwortete poetisch und schuf dies Gleichnis für die andere Seite der Ratio. Dass er der Abend- und nicht der Morgendämmerung eine Laudatio singt, steht ganz im Gegensatz zum Abendlied von Paul Gerhardt. Dort heisst es: „Wo bist du, Sonne, blieben? / Die Nacht hat dich vertrieben, / die Nacht, des Tages Feind. / Fahr hin; ein andre Sonne, / mein Jesus, meine Wonne, / gar in meinem Herze scheint.“ Die Finsternis ist aktiv! Sie vertreibt das Tageslicht. Die Sänger singt gegen die Angst, damit die göttliche Sonne aufscheinen möge. Gerhardt wehrt der Macht – „fahr hin!“ – und bittet Gott um Beistand: „Will Satan mich verschlingen, so lass die Englein singen.“ In Claudius Abendlied hingegen ist kein Wort davon, dass Satan droht oder die Seele schutzbedürftig sein könnte. Vielmehr kommt mit der Dunkelheit auch eine heilsam heilige Ruhe. Die Welt wird traulich und hold. Sie wird zur stillen Kammer, „wo ihr des Tages Jammer / verschlafen und vergessen sollt.“

In der „Dämm’rung Hülle“ herrscht nicht Finsternis. Aber auch kein heller Sonnenschein! Es schwimmen die Konturen. Verschiedenheiten, die bei Tageslicht klar erkennbar sind, verschmelzen nun zu einer dunklen Gleichförmigkeit. Der Wald steht schwarz und schweigt, aber am Himmel erscheint hell und klar der andere Lichtkörper. Das Eindunkeln hat nichts bedrohliches. Im Gegenteil! Es ist sehr gut. Jetzt beginnt der alltägliche „kleine Sabbat“. Mit ihm stellt sich ein Wissen ein, das sich nicht am Tagwerk

orientiert. Dieses alternative Wissen schöpft aus der Betrachtung der Dinge und bringt etwas von dem, was im hellen Licht ausgeblendet wurde, wieder zum Vorschein. „Seht ihr den Mond dort stehen? / Er ist nur halb zu sehen / und ist doch rund und schön./ So sind wohl manche Sachen, die wir getrost belachen/ weil unsere Augen sie nicht sehen.“

In der Mondbetrachtung werden grössere Zusammenhänge erkannt, die den Verstand übersteigen. Die Betrachtung des Unsichtbaren und Teilsichtbaren schafft Raum für neue Einsichten. Zum Beispiel, dass der Betrachter ein sterblicher Mensch ist, der nicht viel weiss, Luftgespinste spinnt, sich in Künsten versucht und dennoch vom Ziel abkommt. Er wird sich bewusst, dass sein Leben zu Ende geht. Der Tag wird zum Gleichnis und die Nacht verliert ihren Schrecken. Im Licht betrachtet, in dem die Nacht wie der Tag wird, hat die Zeit des Übergangs eine besondere Bedeutung. Wenn die „stille Kammer“ ein heilsamer Ort ist und die Hülle der Dämmerung die Seligkeit offenbart, auf die Schlaf einen Vorgeschmack gibt, wird der Abend zur Zeit der Verheissung. So mündet die Betrachtung in ein Gebet der Ergebung. Die Augen, die den Mond gesehen haben, dürfen sich schliessen und wenden sich dem zu, der selbst die Dunkelheit traulich und hold erscheinen lässt: „Gott, lass uns dein Heil schauen, / auf nichts Vergänglich's trauen, / nicht Eitelkeit uns freu'n; / lass uns einfältig werden / und vor dir hier auf Erden / wie Kinder fromm und fröhlich sein.“

Das Gedicht ‚Der Mond ist aufgegangen‘ ist religiös und populär, wenn auch kein typisches Kirchenlied. Vielleicht ist es so beliebt, weil die Mondlichtmetaphorik auch für religiöse Skeptiker oder skeptische Gläubige eine annehmbare Botschaft bereithält. Wer zugibt, dass manche Dinge – vielleicht auch die religiösen – nur halb zu sehen sind und wer um Einfalt betet, gibt sich als Zweifler zu erkennen. Die poetische Weisheit öffnet einen Raum für religiöse Gefühle, die man eine zweite Naivität nennen mag. Was unsre Augen *nicht* sehen, ist *doch* rund und schön. Für viele Zeitgenossen wird die verhüllte Verheissung zur verheissungsvollen Verhüllung. Die Weisheit ist annehmbar, weil sie mit wenig Dogma auskommt, die Naturbilder universal und darum nicht historisch belastet sind. Was gedeutet wird, ist so elementar, dass es als Gleichnis für das Leben einleuchtet.

Das Besondere an den Tageszeiten – sie symbolisieren Anfang und Ende. Morgen und Abend begrenzen die Wachzeit und Schaffenszeit und erinnern dadurch an die Lebensgrenzen. Gott schenkt Nachtgesichte oder erscheint am helllichten Tag, gewiss. Doch der Übergang zwischen Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit eignet sich offensichtlich für Offenbarungen, Engelsbesuche oder stille Betrachtungen. Vielleicht beflügelt das Halbdunkel die religiöse Fantasie? Wenn das Sichtbare ins Unsichtbare rückt oder das Verborgene an den Tag kommt, werden auf jeden Fall Gefühle wach. Abend- und Morgendämmerung stimulieren den *homo religiosus*.

Einmal ist es die Erfahrung, dass das offensichtlich Sichtbare sich den Blicken entzieht und sich erst dadurch Einsichten einstellen. Unsichtbares rückt ins Bild. Und dann ist es die Hoffnung, dass Licht einbricht in die Dunkelheit und die

Herrlichkeit der Kinder Gottes endlich zum Vorschein kommt. Im Morgenglanz der Ewigkeit bricht sich der neue Tag an, an dem alles rund und schön sein wird. So gesehen, wird dem Mondbetrachter der Tag zum Gleichnis für die Weltzeit. Was unsre Augen sehen, ist vergänglich. Der neue Tag ist noch fern. Aber die Zeit dahin ist nicht nur Finsternis. Gott erhebt sein Antlitz, segnet und behütet und lässt sein Heil schauen.

Was ist – in dieser Dämmerung betrachtet – letztlich Sichtbarkeit? Lösen sich am Ende, wenn der Schritt vom Glauben ins Schauen getan und alles offenbar wird, die Bilder auf? Stellen sich neue Bilder ein? Wird der neue Tag wie eine Nacht sein, wie eine stille Kammer, in der man den Jammer der alten Welt vergessen und verschlafen darf? Für den Religionskritiker sind solche Vorstellungen einer letzten Sichtbarkeit oder Unsichtbarkeit *Illusionen* vor der Götterdämmerung. Sie kommen aus dem Dunkel der Daseinsangst. Sie werfen Licht auf Dinge, die wir nicht sehen können. Religiöse Menschen stehen in Gefahr, die Augen vor dem zu schliessen, was jetzt der Fall ist: dem Leid, der Vergänglichkeit und der Misere. Der desillusionierter Mystiker weiss um diese Gefahr und hält ebenso wenig von religiösen Luftgespinsten und Künsten wie der Kritiker. Aber der Blick, der die Welt im Licht des Evangeliums betrachtet, entwirft im Wissen um die Unwissenheit ein anderes Bild des Betrachters. Als Schauender dessen, was seine Augen nicht sehen, erkennt der Glaubende: Jetzt ist sein Erkennen Stückwerk. Als Schauender dessen, was seine Augen sehen, hofft er auf den, der ihn liebevoll durchschaut hat.